

Nr. 65. **Bromberg, den 10. April** **1926.**

Pieter Mörs' Erbschaft.

Roman von **Hans Hermann Richter.**

(8. Fortsetzung.) ———

Eva hatte ihre neue Stelle angetreten und war mit der Familie Carrera nach Rotterdam gefahren. Die kleine Ines war rasch mit ihr vertraut geworden, und Eva hatte ihren Lehrplan so aufgestellt, daß das Kind in ihr nicht die Erzieherin, sondern die Freundin sah. Donna Carrera war mit allem, was Eva tat, einverstanden.

„Wir haben einen guten Griff getan," sagte sie zu ihrem Manne.

Die Reise nach Rotterdam war ohne Zwischenfälle verlaufen; aber hier zogen sich die Arbeiten Don Manuels so in die Länge, daß mit einem längeren Aufenthalt in Holland gerechnet werden mußte. Eva war darüber nicht böse; ihr gefiel die alte Handelsstadt, und obgleich sie des Holländischen gar nicht mächtig war, streifte sie doch täglich mit Ines durch die Straßen, oft auch in Begleitung Donna Carreras. Die kleine Ines hatte die meiste Freude am Hafen und konnte sich an den großen Schiffen, die da luden, nicht sattsehen. Jeden Tag drängte sie Fräulein Eva, an den Hafen zu gehen und dort zu sitzen. Eva willfahrte ihr, sie sah auch gern zu, wie da das Leben pulsierte, und dachte bei den Segelschiffen an die Matrosen, die vor dem Maste lebten und die da oben in den Rahen ihre luftige, aber gefährliche Arbeit verrichten müssen. Da hatte Pieter Mörs, den sie nicht vergessen konnte, den frischen Mut und den hellen Blick her! Er stand sicher gern auf der obersten Rahe und war wohl der sicherste und gewandteste von allen. Vielleicht war er aber auch längst tot. Es passierte so viel auf See. Mit Schaudern dachte Eva an die wilden Stürme und sah ein Vollschiff vor sich, das mit vollen Segeln in den Sturm hineinraste. Die Masten bogen sich unter der Last, und wenn nicht bald die Segel eingezogen wurden, dann brachen sie. Da stand er oben in der freien Luft mit seinen Kameraden und versah die gräßliche Arbeit. Nur ein Fehltritt, und er fiel ins Bodenlose. Mann über Bord! Aber das Segelschiff rast weiter, es kämpft selbst um sein Leben, und kein Mensch kann dem helfen, der da auf dem weiten Weltmeer mit den Wogen ringt.

Hätte sie ihn nur damals in Hamburg noch einmal erreichen können! Ganz sicher hätte sie ihn überzeugt. Aber gegen das Schicksal war man machtlos.

„Was haben Sie denn, Fräulein Eva," fragte die kleine Ines, die gemerkt hatte, daß ihre Lehrerin plötzlich ganz traurig geworden war.

„Ich mußte an die armen Matrosen denken, die draußen auf dem Meere mit Sturm und Wetter kämpfen," antwortete Eva.

„Aber das ist doch lustig, Fräulein Eva; die sehen doch immer die Sonne, und wenn Wind ist, dann schäumt das Wasser so schön, wenn das Schiff durchfährt. Und dann sehen sie fremde Länder und sind immer vergnügt. Ich habe noch keinen traurigen Matrosen gesehen."

„Das hätte Pieter Mörs auch sagen können," dachte Eva und war beinahe getröstet. Vielleicht war es besser so. Er war zufrieden mit seinem Geschick und froh, daß er die Sorgen um die Erbschaft los war. An dem Gelde lag ihr ja nichts, aber sie hätte doch gern das lustige Leben mit Pieter zusammengelebt.

Wenn sie daran dachte, daß sie ihm einmal in Gedanken böse gewesen war, weil eine fremde Frau ihn geküßt hatte, dann wurde sie immer noch rot. An dem Tage hatte sie das erstemal gespürt, daß sie ihn lieb hatte, und nun hätte sie gern gewußt, ob er sie auch liebte.

„Sehen Sie mal, Fräulein Eva, das große Schiff hat so viele Masten! Eins, zwei, drei, vier, fünf!"

„Das ist ein Vollschiff," erklärte Eva.

„So ein Schiff muß aber sehr schwer zu lenken sein," schwatzte Ines weiter, „da gehören wohl auch besonders tüchtige Matrosen darauf?"

Eva dachte wieder an Pieter Mörs, der ja gesagt hatte, daß er auf einem Vollschiffe anheuern wollte. Und da gab sie Ines aus vollem Herzen recht. „Ja, so ein Schiff braucht besonders tüchtige Männer!"

„Aber ich sehe gar keine", drängte der kleine Quälgeist. „Ich möchte einmal einen recht tüchtigen Matrosen sehen."

„Vielleicht kann ich dir einmal einen zeigen, Ines", tröstete Eva.

Oben auf der Rahe aber saß ein Janmaat und baumelte mit den Beinen. Er hatte Freiwache und sich diesen luftigen Platz ausgesucht, weil er von da aus den Hafen und die Stadt übersehen konnte.

Eben kletterte ein zweiter Matrose nach oben.

„Komm her, Klas Ovendale, setze dich auf die Topprahe, kannst ja einmal versuchen, ob du Groningen sehen kannst."

„Das is nich, Pieter Mörs," sagte Klas und setzte sich neben ihn. „Groningen kann ich nich sehen und brauch ich auch nich sehen. Was nutzt mir Groningen, wenn ich doch nach Hamburg will."

„Ach, wegen der Martje", lachte Pieter. „Klas, da hast du bannig Glück gehabt; eigentlich wollte ich dich einmal ins Kreuz schlagen, denn die Martje war mein Mädel."

„Jetzt is sie meine und geht dir gar nichts an", begehrte Klas auf. „Und wenn wir Hamburg anlaufen, dann gehe ich an Land und heirate sie."

„Ich gönne sie dir; bei mir is was dazwischen gekommen", sagte Pieter.

„Ich gehe zu einem Seeschiffer als Janmaat und fahre auf die Nordsee", erwiderte Klas.

„Und die Martje?"

„Die bleibt in Blankensee und hütet die Kinder."

„Hast du denn schon welche?"

„Noch nicht, aber ich denke doch später", meinte Klas.

„Na, Klas, dann kann ich ja in Hamburg mal Gevatter stehen."

„Ich werd' mich revanchieren, Pieter."

Pieter Mörs wurde nachdenklich.

„Ich mag keine Mädels."

„Das war aber früher nich an dem", meinte Klas schwerfällig.

„Ja, früher!" Pieter Mörs dachte laut. „Mir is eben was dazwischen gekommen."

„Wenn sie auch blitzsauber is?" drang Klas in ihn. „Sieh mal da unten das Fräulein; die is doch was, womit jeder Janmaat in Hamburg übern Jungfernstieg gehen kann."

„Nun sag gleich noch nach Uhlenhorst ins Fährhaus", sagte Pieter Mörs bedächtig und drehte sich so, daß er nach der See sah und dem Fräulein seine Achterseite zuwendete.

Klas Ovendale peilte wieder nach unten.

„Sie guckt so nach oben! Vielleicht hat sie einen Bräutigam auf See. Ob ich sie mal frag'?"

„Ich denke, wir fahren doch nach Hamburg zur Martje?" erinnerte ihn Pieter.

„Sei doch nich so! Es ist doch die letzte Reise, und Rotterdam is nich Hamburg“

„Und Bremen is nich Hamburg, un Geestemünde is nich! Klas, nachher hast du 'ne Frau in Hamburg und Brautens überall. Das is nich recht.“ — „Sag' bloß der Martje nichts“, bat Klas. — „Du bist schon ins Kreuz geschlagen“, lachte Pieter Mörs, „da kann ich ganz ruhig sein.“ Er wendete sich wieder um und warf nun auch einen Blick nach unten. Plötzlich wurde er ganz starr. — „Kipp' nich in'n Rhein, Pieter“, sagte Klas besorgt. „Ich denke, du magst keine Mädels.“ Das junge Mädchen unten schien nun lange genug gestanden zu haben; es nahm das Kind bei der Hand und ging fort. Wie ein Affe rutschte Pieter Mörs in den Wanten nach unten und stand bald an Deck. An der Planke lehnte der Steuermann und döste ins Wasser. — „Steuermann, ich muß an Land“, sagte Pieter. — „Wenn du an Land mußt, dann geh man; hast lange keinen Urlaub gehabt“, sagte der. — Rasch lief Pieter über die Planken und folgte den beiden Mädchen. Das war doch die Eva, die er in den langen Monaten nicht hatte vergessen können! Wenn er nur gewußt hätte, wie er sich ihr nähern sollte, ohne daß die anderen etwas davon merkten, dann hätte er das längst getan; aber von der Erbschaft mochte er nichts mehr wissen; die hatte ja sicher längst seine Base Maria, die nun wohl schon lange verheiratet war. Das Fräulein vor ihm bog in eine Straße ein, und er folgte ihr in immer engerem Abstand, damit er sie ja nicht verlöre, denn es gingen mehr Menschen zwischen ihnen. Er erkannte sie jetzt auch ganz deutlich an dem leichten Gange. So war sie auch durch die engen Straßen von Pelle gegangen, als er sie dort das letztemal gesehen hatte.

Endlich kam sie an ein großes Hotel und verschwand im Portal. Pieter Mörs ging erst einmal auf die andere Straßenseite und besah alle Fenster. Da war aber nichts Besonderes zu sehen. Dann faßte er aber doch einen ganz großen Mut und ging auch durch das Portal. Von Pyrmont her wußte er, wie man sich in solch großen Gasthöfen zu benehmen hatte. Er nahm höflich seine Mütze vom Kopf und steuerte den goldbetreßten Portier an.

„Lieber Herr, können Sie mir nicht sagen, wer die Dame war, die eben mit einem kleinen Mädchen ins Haus gegangen ist?“

Der Portier sah sich den Frager zuerst erstaunt an, aber die Respektion schien ihn zu befriedigen. „Die Kleine ist Donna Ines Carrera aus Rio de Janeiro, und die Dame ihre Erzieherin Fräulein Meinert.“

Pieter Mörs machte seinen Kratzfuß und bedankte sich. Das war alles richtig. Er ging die Straße entlang, ohne zu wissen, was er wollte. Also Erzieherin war sie, mußte sich mit dem fremden Kinde herumärgern und sicher auch mit dem Manne und der Frau. Das war ja schrecklich!

Da er gerade durch Anlagen kam, setzte er sich auf eine Bank und sann über die Lage nach. Hier war er ganz sicher, daß keiner etwas davon merkte, wenn er mit Eva sprechen würde. Aber wie wollte er das machen? Der Portier war ja nett und freundlich gewesen, aber noch einmal wollte sich Pieter doch nicht in das feine Hotel wagen. Und dann war dort ja auch die böse Herrin von der Eva und der Herr, denen war es sicher unangenehm, wenn ein einfacher Janmaat mit dem Fräulein sprach. Das mußte anders gemacht werden.

Da stand Pieter rasch auf und ging nach dem Hotel zurück. Gegenüber vom Eingang faßte er Posto und wartete. Die Zeit verging, und der Abend kam, vielleicht ging sie heut auch gar nicht aus, und er wartete vergeblich. Er mußte auch nach dem Schiffe zurück, sonst hatte er Unannehmlichkeiten mit dem Kapitän. — Endlich ging drüben die Drehtür, und eine junge Dame trat auf die Straße. Das war Eva Meinert. — Rasch lief er hinter ihr her und holte sie an der nächsten Straßenecke ein. — „Ach,“ sagte sie, als sie ihn sah, und griff mit der Hand nach dem Herzen. „Pieter Mörs . . .“ — Der lachte über das ganze Gesicht. Sie hatte ihn also wiedererkannt. — „Ja, Fräulein Eva,“ sagte er, als ob es ganz natürlich wäre, daß er sie beim Vornamen anredete. „Ja, da bin ich.“ — „Ja, da sind Sie; aber hier habe ich Sie nicht erwartet!“ — Pieter Mörs hörte nur heraus, daß sie ihn nicht erwartet hatte und wurde traurig. „Dann kann ich ja wieder gehen.“

„Bleiben Sie doch; ich bin ja so froh, daß ich Sie endlich gefunden habe,“ sagte sie hastig.

Da stieg Pieters Barometer wieder ganz hoch hinauf, bis auf schön Wetter.

„Das freut mich,“ sagte er. Dann kam ihm die Erinnerung an etwas, das gewesen war.

„Aber von der Erbschaft habe ich nichts mehr,“ sagte er kleinlaut.

Eva überlegte. So oft hatte sie es sich ausgedacht, wie sie ihm das alles beibringen wollte, und jetzt fand sie doch kein Wort. Nur kopfscheu durfte er nicht werden. Aber vorerst ließ er sie gar nicht zu Worte kommen.

„Sie sind nun eine Lehrerin geworden,“ sagte er strafend, „und das ist doch gar nicht gut für Sie. Sie sind viel zu schade, um sich über fremde Kinder zu ärgern. Aber das muß anders werden.“

„Mir geht es aber ganz gut, Herr Mörs,“ lächelte sie. „Ich bin bei einer lieben, netten Familie und erziehe ein kleines Mädchen, das mich sehr lieb hat und mir gehorcht. Nächstens fahren wir nach Rio de Janeiro, und da werden wir die nächsten Jahre bleiben.“

(Fortsetzung folgt.)

Ein Frauenschicksal.

Dem Leben nacherzählt von H. Grosse-Leipzig.

Als ich sie kennen lernte, war sie ein wunderschönes kleines Mädchen. Voll Lust und Leben blickten die großen, dunklen Augen in die Welt hinein, und ihr süßer Mund sang schon am frühen Morgen frohe Lieder. Sie war die Tochter einer armen Klavierlehrerin, die ihre ganze Hoffnung auf die Zukunft ihres Kindes setzte. Im Städtchen wußte man, daß Melitta, so hieß die Kleine, Sängerin werden würde, denn schon jetzt konnte sich niemand dem Reiz ihrer süßen, silberhellen Stimme verschließen. Sie selbst erfüllte dieser Gedanke mit Wonne, sie konnte sich gar nichts Schöneres vorstellen, als vor einem Publikum im herrlichen Kleide, mit Rosen geschmückt, zu glänzen.

Rote Rosen wollte sie tragen. Sie standen ihr so wunderbar und sie liebe sie über alles. In ihrem Zimmer mußten sie duften, vor ihrem Fenster mußten sie blühen, und wenn ihr Rosen zum Kauf geboten wurden, so konnte sie nicht widerstehen, selbst wenn ihr ganzes Taschengeld draufging.

So wuchs sie heran, ihr Talent entfaltete sich mehr und mehr und machte eine Übersiedlung nach Berlin, wo ein Meister der Gesangskunst sich ihrer annehmen wollte, nötig. Dort lernte sie fast spielend und mit einem Eifer, der sich kaum eindämmen ließ. Was andere monatelang mit größter Mühe studierten, kam bei Melitta von selbst. Perlen gleich flossen die Töne aus ihrem Munde.

Die Zeit verging. Zum ersten Mal sollte sich Melitta dem Publikum zeigen. Ein Murmeln des Entzückens ging durch den Saal, als sie auftrat. Ein köstliches Gewand umfloß die hohe Gestalt, rote Rosen schmückten es.

Und ihr Gesang, erst süß und leise, ein wenig vibrierend und dann — vergessen war's, wo sie stand, vergessen alles um sie her, sie fühlte sich nur in ihrer Jugend und strahlenden Schönheit. Brausend in mächtigen Tönen ließ sie ihr Glücksgefühl ausströmen.

Man applaudierte, stampfte mit den Füßen, immer und immer mußte sich der Vorhang heben, der Beifall wollte gar kein Ende nehmen.

Melittas Stellung war besiegelt, das Publikum jauchzte ihr zu und die Kritiker hoben sie weit über ihre Kolleginnen. Man riß sich um ihre Gunst. Von nah und fern kamen Blumen und Aufmerksamkeiten aller Art, und Melitta lächelte dazu, so selig wie ein Mensch lächelt, dessen Brust voll Wonne.

Ich sah ihr zu, wie sie aus allen Blumenkörben, die man ihr gesandt, einen Strauß roter Rosen zusammenstellte und sie als Zeichen ihres Triumphes ihrer Mutter sandte.

Bald darauf kam ich fort von Berlin. Melitta war meinen Augen entschwunden. Nur in den Zeitungen konnte ich ihre Triumphe verfolgen. Dann stieg vor meinem geistigen Auge ihre herrliche Gestalt auf, ich glaubte ihre Blicke auf mich gerichtet zu sehen. Ob sie wohl auch meiner gedachte, ob sie wohl wußte, wie ich sie anbetete, wie sie Tag und Nacht mein Gedanke war? Ich liebte sie innig. Die Zeit, fern von ihr, hatte meine Gefühle gesteigert und zur Klarheit gebracht. Ich wußte, daß ich sie mit jener Liebe umschloß, die die Zeit überdauert. Doch kein Wort von alldem war zu ihr gedrungen. Ich war kein reicher Mann, ich mußte arbeiten, erwerben, und wie hätte sich dieser glänzende Stern in meinen bescheidenen Verhältnissen zurechtfinden können? Wie hätte ich es wagen dürfen, mich ihr, der Emporsteigenden, zu offenbaren? So schwieg ich. Schwere Arbeit, die ich mir auferlegte, ließ mich nach und nach ruhiger werden. Jahre waren vergangen. Auf meiner Arbeit ruhte Segen, ich durfte schöne Erfolge verzeichnen.

Eines Tages fand ich eine Notiz in der Zeitung, die alle meine Gefühle von neuem aufflammen ließ. War es Reklame oder Wahrheit? Dort stand: „Melitta Viktoria, die berühmte Sängerin, die nicht allein durch ihren Gesang, sondern auch durch ihre seltene Schönheit das Publikum seit langem entzückt, ist durch einen Brand stark geschädigt worden. Sämtliche Garderobestücke und Schmucksachen der gefeierten Künstlerin wurden ein Raub der Flammen. Man befürchtet, daß sie ihr Hab und Gut fast ausschließlich ver-

loren hat und vermutet sogar, daß ihre Stimme durch den Schreck und die rauhe Winterluft, der sie sich aussetzen mußte, eine große Einbuße erlitten hat. Hoffentlich ist unsere Befürchtung grundlos, denn es wäre unendlich schade, müßte unsere Oper eine derartige Kraft einbüßen.“

Das Blatt entsank meiner Hand. Immer wieder und wieder starrte ich auf die unheilvollen Zeilen. Das konnte nicht sein, das durfte nicht sein.

Nachts schlief ich nicht, unruhig warf ich mich auf meinem Lager hin und her und mein Hirn kreuzten die unmöglichsten Gedanken.

Ich mußte zu ihr, das stand bei mir fest! Sie hatte vielleicht Hilfe nötig und war auf eine sichere Hand angewiesen. Aber dann sagte ich mir: Du Tor, eine Künstlerin, eine Schönheit, braucht dich nicht, sie hat genug, die ihr beistehen werden. Und mein Herz krampfte sich in eifersüchtigem Gefühl zusammen. Dennoch drängte es mich, ihr beizustehen und so beschloß ich, ihr meine Hilfe brieflich anzubieten.

Wochen auf Wochen vergingen. Ich erhielt keine Antwort. In mir ward es still. Ich konnte mich für keine andere Frau begeistern. Keine hielt auch nur annähernd einen Vergleich mit Melitta aus. Ihrer aber konnte ich jetzt ganz wunschlos gedenken. Die Liebe ist eine zarte Blüte, die gepflegt sein will; bekommt sie keine Nahrung, dann welkt sie dahin.

Zwanzig Jahre waren vergangen, seit ich die Heimat nicht gesehen. Meine Vermögensverhältnisse waren die besten geworden und ich beschloß, auf Reisen zu gehen. Zunächst wollte ich mein geliebtes Berlin sehen, Berlin, das ich als Jüngling voller Ideale, aber mit leerem Beutel verlassen hatte. Jetzt hatte es sich geändert. Ich betrat die Residenz mit vollen Taschen, aber mit einem an Idealen armen Herzen. Die Sorge um die Existenz hatte mich gelehrt, die Welt mit nüchternem Auge anzusehen. — Fast stand ich als ein Wildfremder in der Stadt, in welcher ich meine Jugend verlebt und mein Studium absolviert hatte. Und doch — dort stand noch das Haus am Lehrter Bahnhof, in dem ich bei meinen Verwandten gewohnt hatte. Das fand ich unter all' den neuen Gebäuden sofort heraus.

Klopfenden Herzen bestieg ich die Treppe, die zu meiner lieben alten Bude führte. Meine Verwandten wohnten noch dort, und ich freute mich innig, noch einmal die Menschen, die ich geliebt hatte, und die Räume, in denen ich gelacht und gejaucht, die Zeugen meiner Leiden und Freuden gewesen, zu sehen.

Ich klingelte, ein-, zweimal, und bald darauf umschlangen mich liebende Arme und zogen mich hinein in ein trauliches Stübchen. Jetzt saß ich wieder bei ihnen, die mir stets Gutes getan und zu meinen Tollheiten ein Auge zugedrückt hatten. Aber sie erschienen mir so anders, als ich sie in meinem Gedächtnis hatte, eine Art Enttäuschung kam über mich.

Müde und ein wenig abgespannt legte ich mich auf die Chaiselongue, die man für mich fürsorglich mit Kissen und Decken belegt hatte. Das Rollen der Eisenbahnräder spürte ich noch in den Gliedern. Mit Behagen streckte ich mich auf dem weichen, molligen Lager.

Im Nebenzimmer war es still, und bald schlossen sich meine Augen. Wie lange ich geschlafen, weiß ich nicht. Ich weiß nur, daß ich durch eine zarte, süße Stimme, von einer Harfe begleitet, geweckt wurde.

Ich riß das Fenster auf und schaute nach der Sängerin aus. Dort unten stand eine alte Frau mit einem Schippenhut, wie die Mädchen der Heilsarmee ihn tragen, eine blaugedruckte Schürze auf dem leinenen Rock, ein schwarzes, abgetragenes Tuch um ihre mageren Schultern.

War das die Sängerin? Das war doch eine geschulte Stimme, die zu mir drang. Kopfschüttelnd fragte ich mich dies. Mit gieriger Hast sammelte die Frau Bettelscheine, die man ihr aus den Fenstern zuwarf. Zwei unartige Jungen begannen sie zu necken und am Kleide zu zupfen, und sie hub zu schimpfen an mit einer so kreischenden Stimme, daß man in derselben nicht die Sängerin von vorhin vermutete.

Das ganze Bild hatte mich unangenehm berührt und ich wandte mich vom Fenster ab.

Da trat meine Kusine herein.

„Hast du den Gesang dort unten gehört?“ begann sie. „Fiel er dir nicht auf? Das ist eine der bekanntesten Persönlichkeiten unserer Stadt. Einst war die Harfenjule, so nennen sie die Kinder, eine berühmte Sängerin, die Juwelen und Güter besaß. Und nun sieh dir dieses zahnlose, häßliche Weib an. Kannst du es glauben, daß sie einst ihrer Schönheit halber berühmt war?“

Meine Verwandte sah nicht, wie blaß ich wurde. Ich hatte Angst, sie würde weiter erzählen und eine Ahnung, die mir den Hals zuschnürte, zur Gewißheit machen.

Und nicht lange, so wußte ich, daß es Melitta war, die dort unten stand, sie, mein Frauenideal, das einzige Weib, das ich im Leben geliebt hatte, um deretwegen ich einsam geblieben.

Großer Gott, wie war das möglich? Konnte Talent und Schönheit ein so abstoßendes Ende finden?

Ich schlug die Hände überwältigt vor das Gesicht und hörte weiter, wie Melitta zu Fall gekommen war. Der Brand, durch den sie ihre Stimme verlor, war der Anfang ihres Elends. Dann kam Krankheit über sie und dadurch das Abfallen ihrer Freunde und Verehrer. Als ein schreckliches Nervenfieber auch ihre Schönheit vernichtet hatte, ergab sie sich aus Verzweiflung dem Trunk.

So sank sie von Stufe zu Stufe, bis sie hier stand, im Hofe, umringt von Gassenjungen und neugierigen Küchenmädchen.

Vor mir auf dem Fenstersims stand eine Vase mit Blumen. Traurigen Herzens löste ich daraus zwei Rosen, rote Rosen, die sie so sehr geliebt, und warf sie hinab.

Sie fielen vor ihr nieder, sie schaute zu mir auf und, achtlos auf die Blumen tretend, nahm sie ihre Harfe und ging von dannen.

Freddy und Partner.

Skizze von Karl Müller-Malberg.

Nie werde ich den Tag vergessen.

Wie ein Gespenst verfolgt mich die Erinnerung an jenen furchtbaren Augenblick, den furchtbarsten meines Lebens. Es bedarf nur eines geringfügigen Umstandes, und zum Greifen deutlich sehe ich vor mir jenes grauenvolle Bild, und es ist mir, als ob ein einziger Schrei aus tausend Kehlen gegen mein Ohr gellt und mit tausend glühenden Nadeln mir in's Gehirn sticht.

Dann komme ich mir vor wie ein Gezeichneter, auf den sie mit Fingern weisen: du trägst die Schuld! — Und ducke mich scheu, ob ich ihnen auch frei in's Auge schauen könnte.

Carry! Little sweet Carry! Kleine süße Carry, wie sie dich alle nannten. Von Mister Broadhead an, der wie eine Buddhastatue auf dem Riesenschädel Jumbos, des Elefanten, thronte, bis herunter zu Joe, dem frechen Boy, der am Zirkuseingang die Bilder der schwarzen Tanzgirls verkaufte.

Du warst unser aller Engel, little sweet Carry. — — —

Gestern war ich noch einmal bei Fred. Er hat mich nicht wiedererkannt. — Und gestern war ich noch einmal bei dir. Der Efeu, der um deinen Hügel wuchert, war weiß und schwer vom Schnee. Und wenn der Wind hindurchraschelte, fielen kalte weiße Tränen herab auf das weiße weiche Linnen, das dich deckt.

Weiß, weiß, weiß — — Weiß war die Farbe deines Todes. Weiß die Reinheit deines jungen Lebens.

Wir saßen in unserer Garderobe. Im großen Steinzirkus in B. Drei Mann waren wir. Fred Freddy, Carrys Mann, — wie er mit seinem bürgerlichen Namen geheißen, habe ich nie erfahren — Bob, Carrys Bruder, und meine Wenigkeit. „Fred Freddy und Partner“ waren eine große Nummer, und ich verdankte es wohl bloß meiner persönlichen Freundschaft, die mich mit diesen „Prominten“ verband, daß ich ihr Heiligtum mit ihnen teilte. Denn ich war, wenn ich mich so ausdrücken darf, ein halber Outsider. Für voll hat man mich nie im Zirkus angesehen. War ich doch ursprünglich „Komödiant“ gewesen, Operettenkomiker an einem „richtigen“ Theater, der, weil er mit seiner allmählich zum Reibeisenkontrabaß übergegangenen Stimme auch dem taubsten Zuhörer das Wiederkommen verleidete, notgedrungen beim Zirkus untergeschlüpft war. Ich fungierte als so etwas wie Mischung von „dummer August“ und „musikalischer Clown“. Zu letzterem prädestinierte mich eine in ihrer Art virtuosenhafte Beherrschung der Mundharmonika. Hauptsache: ich gefiel dem Publikum. Von den neuen Kollegen aber eben leider nur den Freddys.

Die drei Freddys arbeiteten am Trapez. An einer dreigeteilten, an vier Seilen hängenden Stange. Und zwar an den beiden äußeren Teilen Fred und Bob, an dem mittleren Carry. Hoch oben in der Zirkuskuppel. Eine halsbrecherische Sache war's, das kann sich wohl jeder denken! Das gefährlichste jedoch, das selbst einem Nervenathleten gelindes Grauen über den Rücken jagte, war der letzte „Trick“ ihrer Nummer. Ich will versuchen, ihn möglichst leicht verständlich zu schildern.

Den Kopf nach unten, hängen rechts und links die beiden Männer in den Knien. In der Mitte sitzt Carry. Auf ein In-die-Hände-klatschen Freds läßt Carry sich nach rückwärts fallen, vollführt mit ausgestreckten Armen einen Knieabschwung, und — das ist der heikelste Moment — in dem Augenblick, da sich ihre Beine vom Trapez lösen, sie also für den Bruchteil einer Sekunde in freier Luft schwebt, fassen ihre Partner sie mit der rechten, beziehungsweise linken Hand oberhalb der Handgelenke, ebenso wie sie die beiden Männer, so daß sie dann, ausschwingend, an deren Armen lang herabhängt. Daß auch der minimalste Fehler

beim Zupacken die schrecklichsten Folgen herbeiführen kann, braucht eigentlich nicht erst erwähnt zu werden.

Nun, die drei waren so sicher aufeinander eingearbeitet, daß, menschlicher Berechnung nach, ein Unfall so gut wie ausgeschlossen war. Fred kletterte vor Beginn der Vorstellung stets noch einmal nach seinem Trapez hinauf und prüfte mit peinlichster Gewissenhaftigkeit, ob alles in Ordnung war. —

Heute befand er sich in einer seltsam feierlichen Stimmung. „Kinder," sagte er, „nach Schluß gehen wir ins Savoy. Da wollen wir mal einen kippen, daß die Wand wackelt."

Ich dachte, ich hörte nicht recht. Fred, der, wie viele Artisten, die täglich ihr Leben aufs Spiel setzen, ein Abstinent vom reinsten Wasser war, und so über den Strang schlagen? Das ging doch nicht mit rechten Dingen zu.

„Sie machen wohl Witzchen?" fragte ich.

Aber er lächelte nur geheimnisvoll, sah seinen Schwager verständnisinnig an, der sah ihn an, nickte und lächelte ebenfalls. — Ja, was hieß denn das?

„Ich will Sie nicht länger auf die Folter spannen," begann Fred von neuem, „sonst platzen Sie mir noch vor Neugierde. Also: von morgen ab werden Sie als Alleinherrscher diese Garderobe bewohnen. Wir machen nicht mehr mit."

„Sie — machen — nicht — mehr — mit — —?"

Ich muß wohl mit dem vor Verblüffung offengebliebenen, bis an die Ohren meines kreidigen Clowngesichtes gemalten Munde außerordentlich geistreich ausgesehen haben, denn die beiden brachen in ein herzliches Gelächter aus.

Fred fuhr fort: „Es ist so. Wir machen Schluß mit der Quälerei. Jetzt kann ich's Ihnen ja sagen: Bob und ich haben uns einen ganzen Batzen gespart, haben uns ein Landhäuschen gekauft, mit Ackerwirtschaft und so dergleichen, da setzen wir uns hinein und spielen die dicken Bauern."

Noch immer zweifelnd, schüttelte ich den Kopf.

„Ach so," meinte er, „Sie glauben wahrscheinlich, ich würde mich nach der Manegenluft zurücksehnen? Nee, mein Lieber. Nicht soviel! Wenn Sie eine Ahnung hätten, welche Angst ich Abend für Abend ausstehe, es könnte etwas passieren bei diesem verflixten Trick da am Ende, mit Carry natürlich, würden Sie mich verstehen."

Ich verstand ihn sehr wohl, wußte es ja, wie abgöttisch die beiden sich liebten, wie oft er sie gebeten hatte, diesen halsbrecherischen Abschwung zu unterlassen. Ich verdachte es ihm wahrlich nicht, wenn er sich nach einem ruhigeren Dasein sehnte.

„Und Carry? Was sagt die dazu?"

„Die erfährt es erst heute Nacht Punkt 12 Uhr. Wir überraschen sie damit. Morgen hat sie ja Geburtstag. Freuen wird sie sich, diebisch freuen."

Die Tür wurde aufgerissen. „Freddy und Partner!"

Irgend jemand hatte es geschrien. Wir gingen.

Ich hatte bei dieser Nummer die üblichen, läppischen Eingangsmätzchen zu verrichten. Wenn die drei an ihren Seilen in die Kuppel emporschwebten, mußte ich nach den Tauenden haschen, diese natürlich verfehlen und wie ein geprellter Frosch auf den Bauch fallen.

Für gewöhnlich nahm kein Mensch hierbei von mir Notiz. Denn sobald die drei formvollendeten Gestalten in weißen Seidentrikots — zwischen den beiden breitbrüstigen Männerkörpern, deren Muskeln bei jeder Bewegung in federndem Spiel waren, das sylphidenhafte, feingliedrige Figürchen Carrys — überschüttet von dem gleißenden Lichte der Scheinwerfer, heranglitten, konzentrierte sich aller Interesse auf diese schönen Menschen, und keiner achtete auf den angepinselten Clown und dessen Allotria.

Diesmal aber hatte ich „vollen" Erfolg. Irgendeinem kindlichen Gemüt schien ich ungeheuren Spaß zu bereiten. Helles, jubelndes Lachen belohnte meine „Leistung". Auch mein alberner Kratzfuß, mit dem ich „dankte", löste das laute Entzücken meines jugendlichen Verehrers aus.

Warum ich dieses an und für sich gänzlich nebensächliche Intermezzo so ausführlich berichte, wird man sogleich begreifen.

Wie immer ging alles wie am Schnürchen.

Der Schlußtrick kam.

Da ich die drei bei ihrem Landen aus hohen Lüften mit übertrieben begeisterten Beifallskundgebungen zu überhäufen hatte, stand ich schon jetzt zu ihrem Empfang bereit.

Gewohnheitsmäßig schaute ich gespannt nach oben. Fred und Bob ließen sich in die Knie herab, Carry saß auf ihrem Trapez in der Mitte.

Die Musik schwieg, riß ab. — Noch einmal rieben sie die Handflächen an den Trikots. Dann, deutlich hörbar, Freds: „Fertig?" — Ein lächelndes Kopfneigen Carrys.

Fred hob die Hände zum Klatschen — klatschte — —

Da — in dieser Sekunde — — der Himmel ist Zeuge, daß ich mit keiner Wimper gezuckt, daß ich an alles andere gedacht habe, als an einen dummen Clownscherz, daß ich, die Arme auf dem Rücken verschränkt, mit den Fingern nervös spielend, breitbeinig dastand und offenen Mundes hinaufstarrte — lag darin vielleicht eine unbewußte Komik? — kurz und gut: in dieser kritischen Sekunde tönte wieder das laute Auflachen meines kleinen Verehrers. Mitten hinein in die lastende Totenstille des weiten Raumes.

Und mitten hinein in das kindliche Lachen ein einziger, gellender, markerschütternder Schrei aus tausend Kehlen.

Ein weißer Körper sauste herab durch die Luft.

Senkrecht — pfeilschnell — —

Ein dumpfes Aufknallen — ein stäubendes Aufwirbeln der Lohe — — —

Von allen Seiten rannte es herbei, sprang es über die rotsamtene Rampe, stieß mich hierhin, dorthin, schrie und kreischte.

Ich fühlte nichts, hörte nichts. Sah nur, zusammengekrümmt zu einem armen, kleinen weißen Klumpen — unsere little sweet Carry . . .

— — Andern Morgens fanden wir Fred an der Bahre seines toten Lieblings. Hockend in Kniebeuge.

Er lächelte verschmitzt vor sich hin.

„Fertig?" sprach er ganz laut für sich hin.

Und klatschte in die Hände — — — —



Bunte Chronik



* **Der Golfstrom soll abgeleitet werden?** Ein rumänischer Ingenieur soll einen Plan vorbereiten, London von dem ewigen Nebel zu befreien. Die Durchführung dieses Planes, der die Ableitung des Golfstromes vorsieht, soll etwa 45 Millionen Dollar kosten. — Es ist nicht das erste Mal, daß von der Ableitung des Golfstromes gesprochen wird. Bekanntlich haben die Amerikaner schon öfters an eine Verbesserung ihres Klimas durch Regulierung des Golfstromes gedacht. Zwei Projekte haben am häufigsten Erwähnung gefunden: 1. die Absperrung des Golfstromes durch einen Damm von Florida nach Kuba und 2. die Absperrung bei Neufundland des kalten Labradorstromes, der den Golfstrom nach Osten, also nach Europa abdrängt. Aus dem kurzen Telegramm geht zwar nicht hervor, welchen Plan der Rumäne hat, aber immerhin ist die beabsichtigte Ableitung des Golfstromes für uns Nordeuropäer ein gefährlich Ding. Frieren möchte an sich schon keiner bei uns, jedenfalls aber nicht um den Preis, daß London von seinen Nebeln befreit wird. — Danke sehr!

*

* **Ein Denkmal für einen russischen Rebellen.** (OE.) An der Küste des Kaspischen Meeres etwa 12 Kilometer von Baku soll auf einem Felsen ein Denkmal für Stefan Rasin errichtet werden, der im 17. Jahrhundert einen gefährlichen Aufstand gegen die Moskauer Zarenregierung erregte. Die große Popularität, die der unternehmende Rebellenführer seinerzeit bei den Volksmassen gewann, führte dazu, daß sich allmählich allerlei Sagen um ihn spannen und er auch in Volksliedern besungen wurde, deren eines, das sog. Wolgalied, auch in Deutschland bekannt geworden ist. Die Sowjetregierung, die ja überhaupt bestrebt ist, das Andenken an alle Revolutionäre und Rebellen wach zu erhalten, will nun auch diesem Gegner des Zarentums ein Monument errichten lassen. Das Denkmal soll die überlebensgroße Gestalt Rasins darstellen. Die Figur soll so groß werden, daß sie von den Schiffern auf dem Kaspischen Meer schon von weitem gesehen werden kann.

Lustige Rundschau



* **Altersschimmel.** Fritz betrachtet aufmerksam die grauen Haare auf dem Kopf seines Onkels. Plötzlich sagt er: „Onkel, Onkel, ich glaube, du beginnst zu schimmeln."

*

* **Anders gemeint!** „Wie geht's Ihnen denn immer?" „Danke, nicht besonders. Seit gestern lebe ich von Tisch und Bett geschieden." „Was Sie nicht sagen! Ich hab' übrigens gar nicht gewußt, daß Sie verheiratet waren." „Verheiratet? Keine Spur! Die Möbel hat man mir gepfändet."

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.